

„Ich werde niemanden exkommunizieren“

– Die Memoiren Pablo Nerudas. Zum ersten Todestag des Dichters am 23. September. –

Der chilenische Dichter Pablo Neruda ärgerte sich über jene „anachronistischen reaktionären Schreiberlinge“, die ihm seinen bescheidenen Wohlstand, sein Auto und vor allem sein Haus in Isla Negra neideten, das er sich von dem Lohn jahrzehntelanger Schriftsteller-Arbeit gekauft hatte und in dem er, inmitten seiner Sammlungen von Spielzeug, alten Galionsfiguren, Muscheln und Büchern, seinen Lebensabend zu verbringen gedachte. Um diese Neider „noch mehr in Rage zu versetzen“, hatte er beschlossen, dieses Haus am Meer nach seinem Tode „dem Volk zu schenken als Stätte für Gewerkschaftsversammlungen und als Erholungsheim für Bergbau- und Landarbeiter“.

Zu dieser Schenkung ist es nicht mehr gekommen. Nach dem Staatsstreich in Chile im September vorigen Jahres wurde das Landhaus des Dichters von Milizsoldaten verwüstet und geplündert, die kostbare Bibliothek wurde zerstört, der von Neruda liebevoll gepflegte Garten unter Wasser gesetzt. Wenige Tage später und nur zwölf Tage nach der Ermordung seines Freundes Salvador Allende ist Pablo Neruda, Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 1971, am 23. September 1973 im einem Krankenhaus in Santiago gestorben. Mit der Nachricht vom Tode Nerudas wurde die Meldung verbreitet, die Memoiren des Dichters, an denen er bis zu seinem Ende gearbeitet habe, seien zusammen mit anderen Manuskripten bei der Verwüstung des Hauses vernichtet worden.

Doch die Meldung erwies sich als falsch. Mathilde Urrutia de Neruda, der Witwe, war es gelungen, die Papiere rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Vor kurzem ist Pablo Nerudas Autobiographie in Spanien erschienen, und der *Luchterhand Verlag* (Darmstadt und Neuwied) legt sie nun, in der gelegentlich ein wenig unbeholfen anmutenden deutschen Uebersetzung von Curt Meyer-Clason, unter dem Titel *Ich bekenne, ich habe gelebt* vor. Dieses Buch ist – und kein Kenner der Poesie Nerudas hätte es anders erwartet – kein nüchtern-sachlicher Lebensbericht, keine streng chronologisch geordnete Autobiographie; jede Form buchhalterischer Akkuratessse mit genauen Angaben von Daten, Zahlen und Namen war Neruda fremd. Dies ist eine Dichtung, kaum weniger farbig und rhetorisch-umfassend als die grossen Gesänge des Chilenen: eine Dichtung, zu deren Stoff und Thema Neruda sein Leben gewählt hatte. Neruda, der bekennt, er sei ein „Allesfresser von Gefühlen, Menschenwesen, Büchern, Ereignissen und Schlachten“, hat diese Memoiren in seinem Haus in Isla Negra bei Valparaiso geschrieben, und er vergleicht die Bilder, die in der Erinnerung auf ihn eindringen, mit den anbrandenden Meereswellen, die er, aufblickend von seinem Schreibtisch, vor Augen hat:

Ich will diese Bilder sammeln ohne Zeitfolge wie jene Wellen die kommen und gehen.

Einen groben chronologischen Rahmen freilich hat sich Neruda für die zwölf Kapitel seines Buches doch gesteckt: die Niederschrift beginnt mit einer bildstarken, poetischen Beschwörung der exotischen Landschaft seiner Heimat und Kindheit, mehr wortmagische Vergegenwärtigung als nüchterne Beschreibung, und sie endet (oder bricht ab) mit einigen Seiten, die Neruda noch drei Tage vor seinem Tod in aller Hast niederschrieb und in denen er in Schmerz und Trauer Abschied nimmt von seinem Volk („Mein Volk ist das betrogenste dieser Zeit gewesen.“) und diejenigen anklagt, „die Chile wieder einmal verraten hatten“.

Zwischen dem Anfang mit dem Bekenntnis, dass „ich innerlich glücklich bin. Ich habe ein ruhiges Gewissen und einen unruhigen Verstand.“ Und am Ende im Blick auf die Trümmer seiner Hoffnungen breitet sich das Panorama eines Lebens aus, das in seiner Wechselhaftigkeit fasziniert und das, zu jedem Zeitpunkt, die Selbsteinschätzung des Dichters bestätigt, der einmal sagt:

Ich bin ein allzu argloser Mensch gewesen: das ist meine Ehre und meine Schande zugleich.

In diesem Buch wird lebendige Poesie, was an Fakten weithin schon in groben Zügen bekannt gewesen ist. Wir erfahren etwa, aus Nerudas Sicht, in Anekdoten und bildhaften Einzelszenen, wie der linkische junge Provinzler als sechzehnjähriger Student in Santiago zum Dichter wurde („Mit der Wut des Schüchternen floh ich in die Poesie“), und wie sich schon früh in sein Dichten die soziale Wirklichkeit einmischte:

Ich konnte meinen Gedichten nicht die Tür zur Strasse verriegeln, wie ich meinem jungen Dichterherzen auch nicht die Tür zur Liebe verriegeln konnte, zum Leben, zur Freude oder zur Trauer.

Durch die Laune eines Ministers erhält der junge Poet 1929 den schlechtbezahlten Posten eines Konsuls in Burma, wo er ein Eigenbrötler-Dasein führt, weil er weder Kontakt zu den englischen Kolonialbeamten findet noch wirklich in die fremde Welt der Asiaten eindringen kann.

Freundinnen mehrerer Farbschattierungen gingen durch mein Feldbett, ohne mehr Geschichte zu hinterlassen als den körperlichen Besitz.

Später finden wir Neruda als chilenischen Konsul in Spanien, wo er mit Dichtern wie Lorca, Alberti, Guillén, Aleixandre und Hernandez Freundschaft schliesst; im Bürgerkrieg ergreift er Partei zugunsten der Republikaner und veröffentlicht sein Buch *Spanien im Herzen*, ein leidenschaftliches Bekenntnis zum freien Spanien und eine bis heute unvergessene Anklage gegen Franco. Damals, in Spanien noch, entschied sich Neruda bereits für den Kommunismus, und als er über Frankreich und Mexiko nach Chile zurückgekehrt war, trat er 1945 der KP seines Landes bei. Er wird zum Senator gewählt, politisch verfolgt, kann sich zu Pferd über die Kordilleren nach Argentinien retten und geht nach Paris.

Im Exil wird Neruda immer mehr zu einer Galionsfigur der Kommunistischen Weltbewegung, er reist zu Kongressen durch den ganzen Ostblock, von Ost-Berlin bis Peking, und noch in den zwei Jahrzehnten später niedergeschriebenen Memoiren spürt man seine Liebe zur Sowjetunion, die ihn so gastfrei aufnahm, zu Moskau, der „herrlichen Hauptstadt des Sozialismus“. Im Rückblick meint er, seine Blindheit gegenüber dem Stalinschen Terror resultiere daraus, dass ihm damals erst gerade die Augen für die Revolution aufgegangen seien und ihm deswegen die „sinistren Einzelheiten“ nicht aufgefallen seien. Stalin – das war für ihn eben der Sieger über Hitler, über den Faschismus, und deswegen war dem „geheimnisvollen Mann im Kreml“ manches nachzusehen. Ein wenig bedenklich stimmt allerdings, dass Neruda, von seinen China-Reisen berichtend, durchaus Kritisches über den „Mao-Stalinismus“ zu sagen weiss und Kritik übt an der Verfolgung chinesischer Intellektueller – während über sowjetische Unterdrückungsmassnahmen kein Wort fällt. Offensichtlich ist er bemüht, sein Bild von der UdSSR als einem Lande der Freunde frei zu halten von jedem Makel.

Im Schlusskapitel dieses kaum auszuschöpfenden Buches voller Anekdoten, Porträts, Reflexionen und Bekenntnisse erzählt Neruda von seiner Nominierung für die chilenische Präsidentschaft, von seinem Verzicht auf die Kandidatur zugunsten Allendes von der Unidad Popular, von seiner Zeit als Botschafter in Paris und schliesslich von der Rückkehr nach Chile in ein politisch verändertes Klima voller Hass und Gewalt, in eine Atmosphäre, die ihn an das Deutschland vor 1933 erinnert. Dass dies kein abwegiger Vergleich war, beweisen dann die letzten Seiten des Buches, der Abgesang des Dichters auf das Experiment eines sozialistischen Chile.

Sieht man einmal ab von diesen letzten Seiten, so strahlen diese Memoiren Nerudas eine grosse Gelassenheit und heitere Souveränität aus, die auch zur Selbstironie fähig ist. Und so ausführlich Neruda auch seine Ansichten zur Politik und zur Poesie darlegt, so hat er doch, wie er selbst gern eingesteht, kein Talent zum Theoretiker. Alles wird bei ihm sinnhafte und sinnliche Realität, und ebenso, wie er ohne Zimperlichkeit über gelungene und misslungene Liebesaffären berichtet – puritanischen Parteidogmatikern müssen solche

Passagen ein Graus sein –, charakterisiert er ohne Umschweife Freunde und Feinde nicht analysierend, sondern poetisch beschreibend, ganz im Vertrauen auf die Kraft des Wortes, die ihn zu einem Dichter gemacht hat, den in seinem Lande auch das einfache Volk verehrt und auch der Analphabet versteht. Er ist leidenschaftlich verliebt in die Sprache – sie ist das Gold, das die spanischen Eroberer seinem ausgeplünderten Land zurückgelassen haben:

Welch gute Sprache, die meine, welch gute Zunge haben wir von den fürchterlichen Konquistadoren ererbt... Wo sie auftraten, hinterliessen sie verheerte Erde... Am Ende verloren wir... Am Ende gewannen wir... Sie nahmen Gold und liessen uns Gold... Sie nahmen alles und liessen uns alles. Sie liessen uns die Wörter.

Pablo Neruda hat sich, ausser in seinen Anfangsjahren, als Dichter stets als Sprecher seines Volkes verstanden, dessen Empfindungen er artikulierte, seine Trauer, seine Liebe, seine Schmerzen und sein Glück:

Wenn ich viele Preise gewonnen habe, Preise, vergänglich wie eines Schmetterlings Blütenstaub, so habe ich einen grossen Preis gewonnen, einen Preis, den viele verachten, weil er für viele unerreichbar ist. Nach harter Lehre durch die Aesthetik und dem Suchen durch die Labyrinth des geschriebenen Worts hindurch bin ich der Dichter meines Volkes geworden. Das ist mein Preis...

Eine so facettenreiche und farbige Gestalt wie Pablo Neruda kann nicht unumstritten sein, Nerudas politische Entscheidungen müssen Kritik hervorrufen. Die Redlichkeit und Uneigennützigkeit seiner Absichten sollte niemand in Zweifel ziehen.

Wer die Memoiren anderer Schriftsteller gelesen hat und wer weiss, wie gerade unter Künstlern Neid und Missgunst herrschen, wie die Ueberzeugung vom Wert der eigenen Dichtung die Einschätzung fremder Leistung trübt, der kann nur mit Respekt lesen, mit welcher Selbstverständlichkeit Pablo Neruda die Dichtungen anderer Poeten lobt und trefflich charakterisiert, wie er, ohne Verstellung und ohne Hintergedanken, geradezu hymnisch preist, was andere geschrieben haben. Dieser Pablo Neruda hat ein Talent zu bewundern. Und wenn er einmal schreibt, die Liebe und die Natur seien die beiden Grundelemente seiner Dichtung und an anderer Stelle sagt: „Ich habe das Gefühl, nicht zum Verdammen, sondern zum Lieben geboren zu sein“, dann ist das keine eitle Phrase, sondern eine Tatsache, die von diesen Memoiren immer wieder bestätigt wird.

Einmal erzählt Neruda, wie er, um einen alten Uhrmacher zu trösten, dessen Frau im Sterben lag, ein Gedicht geschrieben habe; doch die Zeitung, der er es anbot, wollte das Gedicht nicht bringen, weil ihr Leiter, ein Priester, kein Gedicht des exkommunizierten Kommunisten Neruda drucken wollte. Und Neruda schreibt:

Ich will in einer Welt ohne Exkommunizierte leben. Ich werde niemanden exkommunizieren. Ich werde morgen auch nicht zu dem Priester sagen: „Sie können niemanden taufen, weil Sie Antikommunist sind.“ Ich würde auch nicht zu dem Nächsten sagen: „Ich werde Ihr Gedicht, Ihre Schöpfung, nicht drucken, weil Sie Antikommunist sind.“ Ich will in einer Welt leben, in der die Menschen nur menschlich sind, ohne jeden anderen Titel als diesen, ohne sich eine Regel in den Kopf zu setzen, ein Stichwort, ein Etikett. Ich will, dass man alle Kirchen betreten darf, alle Druckereien... Ich will, dass die grosse Mehrheit, die einzige Mehrheit, dass alle reden können, lesen, hören, gedeihen. Ich habe den Kampf nie anders verstanden, als dass er ende, ich habe die Strenge nie anders verstanden, als dass es keine Strenge mehr gebe. Ich habe einen Weg gewählt, weil ich glaube, dass dieser Weg uns alle zu dauernder Freundlichkeit führt. Ich kämpfe für diese allgegenwärtige, ausgreifende, unerschöpfliche Güte.

Jürgen P. Wallmann, Die Tat, 21.9.1974